

Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt Annaberger Wochenblatt Hauptzeitung des Obererzgebirges



Alte Sagen aus der Annaberger Gegend.

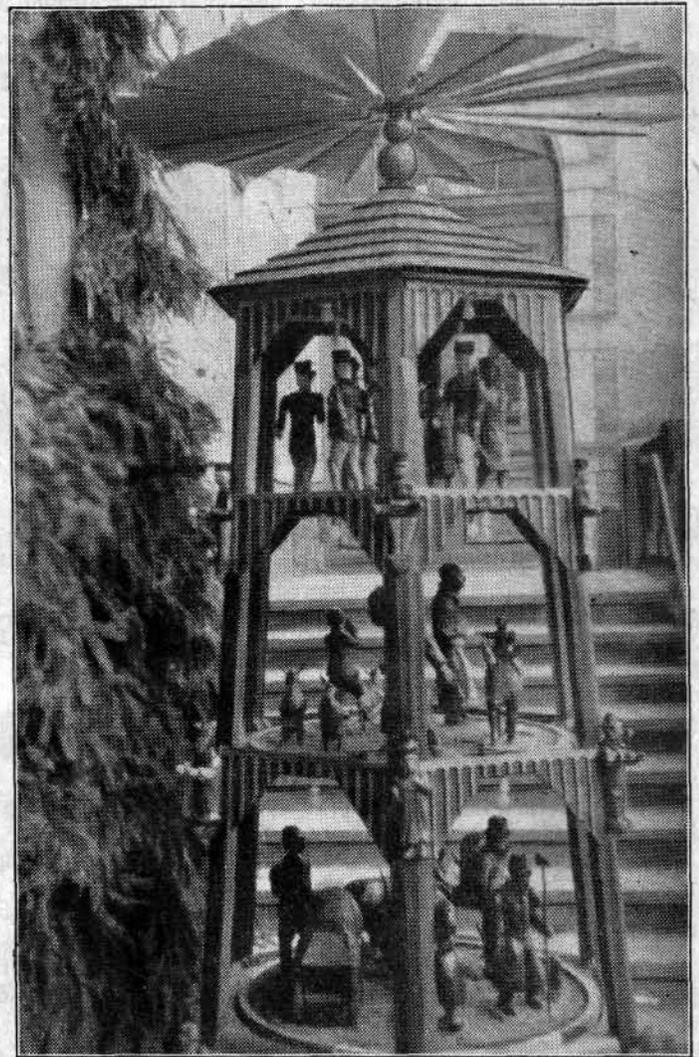
Von Dr. Adalbert Zehrer.

An schönen volkstümlichen Sagen ist gerade das Erzgebirge in besonderem Maße reich, bedingt wohl vor allem durch die Eigenart seiner Landschaft und seiner Bewohner. Generationen hindurch mag so manche dieser Sagen von Mund zu Mund fortgelebt haben, bis sie einmal schriftlich festgelegt wurde, wie dies beispielsweise Ziehnert in „Sachsens Volksagen“ tat, ein heute selten gewordenes Werk, in dem schon unsere Großväter lasen und das wir hier einmal zugrundelegen wollen. Verdienen es doch diese alten Sagen, immer wieder einmal aufgefrißt und auch der jungen Generation zugänglich gemacht zu werden.

So soll einst auf dem Pill- oder Pöhlberge bei Annaberg ein Brunnen gewesen sein, den nicht jeder sehen und finden konnte, denn er wäre bald hier und dort und dann wieder verschwunden gewesen. Bei dem Brunnen hätte manchmal eine Jungfrau gesessen. Ähnlich ist die Sage vom Jungferngrund beim Fichtelberg, wo sich oft bei Neumond zwei verschwisterne Jungfrauen hätten sehen lassen. Die eine von ihnen spielte auf der Laute, die andere wand einen Kranz. Niemand wußte recht, wer sie waren. Der Jungferngrund zeigte den Wiesenthalern auch das Wetter an; denn war der Himmel darüber hell, so wurde — mochte es auch sonst trübe sein — zuverlässiges schönes Wetter, war aber dieser Grund voll Nebel, folgte kalte oder nasse Bitterung, man sagte dann: Die Jungfern trocknen ihre Wäsche!

Ein frommer Schäfer aus Wiesenthal stieß einmal oben auf dem Fichterberge auf einen wundervollen Brunnen, dessen Boden wie lauter Goldflammen leuchtete. Als er sich nun wieder hingesezt hatte und den Brunnen betrachtete, bemerkte er auf einmal jenseits davon einen schönen bunten Vogel und auf der anderen Seite einen Mönch, der in einem Buche las. Der Schäfer lief erschrocken davon, fand aber später den Brunnen nie wieder, so oft er auch darnach suchte.

Hierher gehört auch die Sage vom gespensterhaften Jäger ohne Kopf, der sich im sogenannten Hofbusch bei Schlettau, am Wege nach Unterhermannsdorf, bei Nacht sehen ließ. Von ihm heißt es, daß er die Armen vor Zeiten, wenn sie dürres Reisig sammelten, unbarmherzig mißhandelt habe, weshalb er nach seinem Tode zur Strafe hat umgehen müssen. Ordentlichen Leuten geschah nichts,



(Aufnahme: B.-S. Heitler, rgt.)

Vor dem Rathaus zu Stollberg steht seit dem 1. Advent eine dreistufige Pyramide echt erzgebirgischen Gepräges. Nichts fremdartiges mischt sich hier in die Vorstellung der Weihnacht, sondern das Erlebnis ist aus dem heimlichen Boden entstanden. Der Ausdruck der Gesichtszüge ist erdgebunden, stark ausgeprägt, zuweilen humorvoll, wie der Hochzeitsgratulant, ein lustig schmunzelnder Aller. Maria auf der Flucht ist als eine echte Bauersfrau mit eckigem, hartgewordenem Gesicht dargestellt, voll stiller Ergebenheit in die Schicksalschläge sich fügend. Die oberste Stufe führt uns den Bergmann vor. Es läßt sich schwer in Worten sagen, welche Wucht und Kraft in diesem jüngsten Werk des Schnitzers Konczak-Cunersdorf steckt.

Holzdiebe aber verlegte er oft in Todesangst und bannte sie zuweilen fest, daß sie stundenlang an einer Stelle ausharren mußten, bis der rechtmäßige Besitzer des Diebesgutes hinzukam.

Oestlich des Scheibenberges befand sich lange Zeit eine kleine Höhle, das Zwergloch genannt, weil darin früher viele Zwerge mit ihrem König gewohnt haben sollen. Sie waren alleamt sehr klein und trugen bunte Röckchen und Höschen. Ihr ganzes Vergnügen sahen sie darin, die Leute zu necken, doch taten sie auch viel Gutes, vor allem an frommen und armen Leuten. Eines Wintertages ging ein armes Mädchen aus Schlettau in den am Scheibenberg gelegenen Wald, um Holz zu holen. Da trat ein kleines Männchen mit einer goldenen Krone auf dem Haupte herzu, es war der Zwergkönig; er grüßte das Mädchen und jammerte, daß es so kalt und er selbst so ermüdet wäre, er fände keine Herberge und bat daher, sie möchte ihn in ihrem Tragkorb mit in ihr Haus nehmen. Das Mädchen kannte den Zwergkönig zwar nicht, setzte ihn aber, da er so flehentlich bat, in ihren Tragkorb und deckte ihn mit einer Schürze zu. Dann trat sie den Rückweg an, der Korb war aber zentnerschwer, und sie mußte dabei alle Kräfte zusammennehmen, um nur fortzukommen. Zu Hause angelangt, setzte sie den Tragkorb nieder und deckte die Schürze ab, um nach dem Männchen zu sehen, aber — statt dessen lag ein großer Klumpen Silber darin.

Die Bergschätze der Umgegend spielten im Sagenreich von jeher eine besondere Rolle. So sollte auch in einem Felsen des Greifensteins eine kleine Höhle sein, in der Gold und Silber in Mengen angehäuft wäre. Zwei Mädchen hätten sich dort eines Tages aufgehalten, als die eine aus dem Innern des Loches ihren Namen rufen hörte; sie ging hinein und vereinbarte vorher, daß die andere ihr sogleich zu Hilfe kommen sollte, falls sie schreien würde. Im Hintergrund der Höhle fand sie einen großen Kasten voll Gold und Silber, bewacht von einem riesigen, zottigen Hund, bei dessen Anblick das Mädchen erschrak. Als sie schleunigst flüchten wollte, gebot ihr eine dumpfe Stimme, mit dem Golde ihr Grastuch zu füllen, was sie auch tat. Währenddessen aber verengte sich der Eingang zur Höhle immer mehr, worauf das Mädchen vor Angst um Hilfe rief. Da sprang der Hund auf sie los, scharrte das Grastuch wieder leer und heulte furchbar. Mit Mühe gelang es dem anderen Mädchen noch, ihre Freundin herauszuziehen, diese aber war vor Schreck wie tot und starb drei Tage darauf.

Ein andermal verirrte sich ein Wanderer, namens Jahn, im Walde in der Gegend des Greifensteins, als plötzlich eine zwerghafte Geistergestalt auf ihn zukam und ihm winkte, zu folgen. Er ging mit dem Zwerg — nicht ohne Grauen —

über Stock und Stein bis zu einer Höhle, die sich vor ihnen auftat und sie aufnahm. Die Wände waren von Silber, die Tische und Stühle von Gold. Von blendendem Glanz umgeben, sahen zwölf Männer in stattlichen Rittergewändern und mit langen Bärten an einer Tafel und speiseten. Auf Einladung des Zwerges nahm der verwunderte Jahn an der Tafel teil und aß und trank, was man ihm bot; nie hatte er so köstlich getastet. Die Männer schienen das zu freuen, sie ließen sogar noch seinen Kanzen füllen. Nachdem Jahn sich herzlich bedankt hatte, führte ihn der Zwerg hinaus auf die Straße, die nach Böhmen führte, und verschwand. Erst jetzt bemerkte Jahn, daß die Höhle im Greifenstein gelegen war. Als er nun seinen Kanzen auspackte, um zu sehen, was ihm die freigebigen Geister geschenkt hatten, fand er eine ganze Anzahl Barren gediegenen Silbers und Goldes. Jahn gelobte, dieses Geschenk nützlich anzuwenden; er baute in der Nähe des Freiwaldes bei Thum mehrere Häuser, die er armen Leuten ohne Mietzins überließ. Auch sonst tat er an Armen und Kranken allerlei Gutes. Als aus den Häusern später ein ganzer Ort geworden war, nannte man diesen ihm zum Gedenken Jahn sbach.

Einmal stand ein Berggeist aus dem Greifenstein bei einem armen Häuer in Geyer Gevatter, wobei er in Häuerkleidung erschien. Nach der Tauschhandlung schenkte der Berggeist dem armen Häuer einen Schlägel und ein Eisen, mit dem er überall, wo er damit einschlug, reiche Ausbeute finden sollte. Dies traf denn auch ein. Der Häuer wurde darnach reich und soll später die Siebenhöfe bei Geyer gebaut haben.

Als einmal gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Fischer in der Sehma unterhalb Buchholz fischen wollte, brach durch irgend eine Erschütterung ein Stück Ufer ein, wodurch ein reicher Silbergang entblößt wurde. Weil dies nun am Vorabend des Fronleichnamsfestes geschehen war, hat das neue Bergwerk den Namen Fronleichnamstollen erhalten.

Ein Vater aus dem Zisterzienserkloster in Grünhain war einst auf dem Wege zu einer Dankmesse. Da es sehr heiß war, wollte er sich im Walde etwas ausruhen, dabei verspürte er einen unsanften Schmerz, dessen Ursache bei näherer Untersuchung ein starker Zacken gewachsenen Silbers war. Um die Stelle zu bezeichnen, legte er seine Kutte darüber, und dann eilte er schnell nach Grünhain zum Abt, dem er seinen Fund meldete. An der Fundstelle, nahe bei Elterlein, wurde bald darauf ein Bergwerk begonnen, das reiche Ausbeute gab und den Namen „Die Kutte“ erhielt, weil der Vater seine Kutte dort abgelegt hatte.

(Schluß folgt.)

Der Mann im Berge.

Roman von Max Schmidt-Schiemjels.

(Nachdruck verboten.)

7

„Sie werden mich nicht hindern. Ich habe das Unglück über Sie gebracht.“

„Lassen wir das!“ Mit zwei Schritten gelangte der Ingenieur zur Treppe.

Ihm entgegen stieg Doktor Proserpina. „Das sind schöne Dinge, die Sie hier loslassen“, lachte er.

Ist der schon jetzt wahnsinnig geworden, dachte Schröter, und die weiteren Worte des kleinen Herrn schienen die Bestätigung zu bestätigen.

„Meine Dame“, wandte er sich mit komischer Verbeugung an das Mädchen. „Unsere Begegnungen waren bisher ein wenig unlieblich. Jetzt bin ich gekommen, Sie und alle Bergbewohner zu befreien.“

Schröter wollte ihn unterbrechen und davoneilen. Für Redensarten war jetzt nicht Zeit. Der Doktor hielt ihn fest.

„Meine Anwesenheit im Berg muß doch logischerweise darauf hindeuten, daß noch ein zweiter Ausgang besteht.“

„Ich nahm natürlich an, daß Sie bereits im Berg waren, als die Sprengung erfolgte.“

„Nein, ich hörte das Gebums von draußen und konnte mir das übrige denken. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Unsere Arbeiter warten bereits am Laufftege.“

Noch glühten die Birnen. Ihr Leuchten begann bereits schwächer zu werden, als die beiden Männer und die Amerikanerin am Laufftege den Fahrstuhl verließen.

Im unsicheren Licht eine Rote unheimlicher Gestalten. Die Leute schrien wild durcheinander. Sie trugen Bergmannsblenden vor der Brust, einige hielten Seilbündel auf den Armen. Aus bleichen Gesichtern stierten böse Augen. Das waren die Menschen, die seit Jahren nichts vom Leben wissen wollten und jetzt um ihr Dasein zitterten. Als Schröter auf sie zutrat, brüllten sie ihm drohend entgegen.

„Ruhe!“ donnerte der Ingenieur. „Zeigt, daß Ihr besonnene Männer seid jetzt, wo es darauf ankommt. Wir werden alle gerettet. Doktor Proserpina wird uns führen.“

Augenblicklich trat Ruhe ein. Die Leute drängten gegen einander, als wollte einer den anderen ermutigen.

„Alle hören auf meine Weisung!“ kommandierte Doktor Proserpina. „Seil mit Bergsteigerknoten um den Leib. Ich gehe als erster. Drei Meter hinter mir die Dame. Ingenieur Schröter macht den Schluß der ersten Seilschaft. Die sechs Berggenossen bilden zwei Seilschaften zu je drei Mann.“

Schweigend wurden die Vorbereitungen getroffen. Der Doktor prüfte und half. Schröter hing Mary eine Blende

um. Dann versah er sich selbst mit einer solchen. Der kleine Doktor bediente sich einer Starlichtlampe.

„Los jetzt!“ rief er.

Da tauchte noch einmal im gelben Schein der Blenden die eingemeißelte Inschrift auf: Incidit in Scyllam. Nun ging es hinab in den Stollen, der in den Abgrund fiel. Es war nicht ein Hinuntersteigen wie am Bergeshang, es war Abwärtsklettern über Felsgeröll, das in einer Schlucht lagerte und wo ein Nachschub jeden Augenblick die schwarzen Massen ins Gleiten bringen konnte. Für die Bergmenschen war der Weg nichts Ungewohntes.

Schröter hielt das Seil, das vor ihm in die Tiefe glitt. Ihm war es, als hinge daran sein eigenes Schicksal. Die Amerikanerin war durch ihre Fliegerkleidung in den Bewegungen nicht gehemmt, und sie war sportgewandt. Immer weiter in den Abgrund, dessen Schrecken die ewige Nacht verhüllte.

Die Sohle des Bergschundes wurde erreicht. In schwachem Fall lief ein Felsband weiter. Die Menschen, die um ihr Leben mit dem Tode gingen, hatten das Gefühl, daß Wasser in der Nähe sein mußte, obgleich kein Rauschen vernehmbar war. Bald änderte sich das Bild. Ein schwacher Lichtschein kam, es ließ sich nicht feststellen, wo er seinen Ursprung nahm. Eißigkalte Luft strich vorbei, deren Feuchtigkeit die durch den Abstieg erhitzten Menschen erschauern ließ.

Hinter einer Felsenecke nahm der Lichtschein zu. Man erkannte, daß der Steig an einem langsam fließenden Wasser entlang lief. Plötzlich brach die dunkle Flut senkrecht in die Tiefe ab. Das Felsband führte weiter, wurde schmaler, die Wand steiler. Aber ganz nahe winkte grün der Schimmer des Tageslichtes. Helles Laub der Bäume rauschte. Ein Aufatmen ging durch die Seelen, man faßte wieder Mut, und das war notwendig. Der letzte Schritt zurück zur Welt war der schwierigste.

„Seile ablegen!“ befahl der Doktor. „Und die drei Seil-längen zu einem Seil verknoten. Das letzte Felsband ist kaum fußbreit, und die Wand hängt stellenweise über. Hier muß jeder einzeln durchkommen, während die anderen ihn durch das Seil sichern. Vorwärts, vorwärts, kein Aufenthalten!“

Das Seil war bald geknotet. Schröter erbot sich als erster zu gehen und die Dame zu führen.

Doktor Proserpina war dagegen. „Wir haben unter unseren Leuten einen Dachdecker. Der wird das Seil mit Vergnügen durchtragen. Als zweiter können Sie gehen, Schröter. Damit wird draußen, wenn es nötig sein sollte, eine gute Stützkraft geschaffen.“

Der ehemalige Dachdecker zeigte, was er konnte. Mit sicherem Tritt passierte er, das Seil um den Leib geschlungen, die böse Stelle. Er sicherte draußen das Seil an einem Baum, während drinnen in der Schlucht die Arbeiter dem anderen Seilende an einem Felsvorsprung Halt gaben.

Schröter betrat das Felsband, umfaßte Marys Handgelenk. „Das Gesicht gegen die Wand, mit dem Fuß vorfühlen“, gebot er leise.

Mary schloß die Augen, tat, was er wollte. Ergeben in den Willen des Stärkeren, überließ sie sich seiner Führung. In seiner Hand hielt er ihr Leben. Draußen in der frischen Luft des waldbegrüntes Felsenhangs brach sie in seinen Armen besinnungslos zusammen.

Während der Ingenieur sich um die Ohnmächtige bemühte, nahm das Rettungswort seinen Fortgang. Als letzter kam Doktor Proserpina ans Licht des Tages. Es war nicht nötig, daß er sich auch noch als Medizindoktor betätigte. Die Amerikanerin erholte sich rasch, schaute verwundert um sich, als sie die fremden Gesichter erblickte. Das waren Menschen, die seit Jahren im Berg gelebt hatten und die nur zeitweilig im geschützten Wald der Oberwelt Erholung suchten. Da drinnen war alles vorbei und tot, sie mußten sich wieder in der Welt zurechtfinden.

Mary vernahm, was Schröter zu ihnen sprach. Ihren Verdienst hatten sie gerettet. Das sicherte ihnen bei bescheidenen Ansprüchen für mehrere Jahre ein sorgenfreies Dasein.

Die Dame aus U.S.A. griff ein. „Wer von Ihnen will

mit mir nach Amerika gehen? Ich werde dafür sorgen, daß Sie in den Werken meines Vaters Ihr gutes Fortkommen haben. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag. Noch einige Wochen werden vergehen, bis ich hinüberfahre.“ Dabei blickte sie nicht die Leute an, sondern sah nach Paul Schröter.

Der aber hielt Umschau nach dem letzten Weg aus der Felsenwildnis. „Nach meiner Schätzung befinden wir uns südlich des Berges außerhalb der Umzäunung“, sagte er.

„Stimmt genau“, bestätigte der Doktor. „Auf meinen unterirdischen Exkursionen entdeckte ich eines Tages die Schlucht. Es hat auch seinen Vorteil, wenn man klein ist von Gestalt. Ich kam unter der überhängenden Wand leicht hindurch. Unten bricht das Wasser hervor. Bis jetzt fiel es wohl noch keinem Menschen ein, am oberen Ende nach einem Zugang zu suchen.“

Um die Mittagsstunde war es. Eine kleine Schar Schiffbrüchiger, so zogen die neun Menschen am Hang aufwärts durch den Wald. Sie gelangten zu der Stelle, wo Mary Geldern am Morgen den Drahtzaun zerschnitt.

„Alle Mann hindurch!“ gebot der Ingenieur. „Starstromgefahr besteht nicht mehr. Unsere Leute werden vorläufig im Landhaus untergebracht. Auch Doktor Proserpina wird gern dort sein wollen.“ Er wendete sich mit ernstem Lächeln an seine Begleiterin. „Und Sie, Miß Geldern, kehren jetzt von einem längeren Spaziergang nach Lammelsburg zurück.“

„In solchem Aufzug?“ lachte Mary. „Zerissen und von oben bis unten mit Schmutz bedeckt!“

Schröter wußte Rat. Er rief vom Landhaus den Goldenen Krug an, der Chauffeur sollte mit der Limousine kommen und einen Mantel mitbringen.

So war auch die schwierige Frage des amerikanischen Dekorums gelöst. In Lammelsburg wußte noch niemand etwas von den Geschehnissen des Vormittags. Man war mit etwas anderem genügend beschäftigt. Im Goldenen Krug war ein neuer Gast angekommen. Sein großer Reisewagen stand noch vor dem Hoteleingang, als Mary anlangte. Sie verschwand rasch in ihr Zimmer und unterzog sich unter Bullos

Radio Sevilla!



Auffahrt zum Sender der Spanischen Nationalregierung Sevilla. (Prellephoto, K.)

geschickten Händen einer gründlichen Wiederherstellung des äußeren Menschen. Bullo heulte Jubelkränen und versicherte immer von neuem, daß Mr. Geldern da sei.

Vater und Tochter verbrachten den Nachmittag in der Veranda. Mary gab Bericht. Zum Schluß sagte sie:

„Und sieh, lieber Pa, es war eigentlich alles umsonst.“
Der alte Herr antwortete nur mit einem Wort. „Wirklich?“

„Aber ja! Willmers ist tot.“
„Und Mr. Schröter?“

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst, Pa?“
„Du sprachst mit Begeisterung von ihm. Nach Deiner Schilderung muß er ein bedeutender Mensch sein.“

Mary nickte betrübt. „Ja, das ist er wohl.“

Die buschigen Brauen des alten Herrn schoben sich zusammen. Seine grauen Augen forschten im Gesicht der Tochter. „Mit Dir ist eine Wandlung vorgegangen. Die fünf Wochen Lammelsburg scheinen Dir nicht gut bekommen zu sein.“

Sie unterdrückte das schwere Aufatmen. „Ich habe etwas erlebt“, bekannte sie zögernd. „Etwas Furchtbares. Ich bin mit Schröter am Tod vorbeigegangen. Uns verbindet ein Schicksalsereignis. Was ich mit ihm erlebte, werde ich mit keinem zweiten Mann durchleben.“

„Ist auch gar nicht nötig. Man erlebt viele Dinge nur einmal.“ Heinrich Geldern zog einen bedruckten Bogen aus der Tasche, faltete ihn auseinander und las. „In fünf Tagen fährt die Bremen.“

Die Tochter preßte im Schoß die Handflächen gegeneinander. Ihr Blick ging in die Weite, blieb hängen am grauen Zifferblatt der Kirchturmuhr, als wollte sie die Stunden zählen, die ihr noch für Lammelsburg verblieben.

„Die Sache mit den Arbeitern werde ich in Ordnung bringen. Ich muß darüber natürlich mit Ingenieur Schröter sprechen.“

„Ich danke Dir, Pa.“
„Und Schröter selbst, geht er nicht mit nach Amerika?“

„Nein“, erwiderte leise das Mädchen. „Er hat es mir gesagt. Er will seinem Vaterland treu bleiben.“

Das hat die „Schlesien“ noch nicht erlebt.



Das deutsche Linienschiff „Schlesien“ ist schon durch viele Stürme gegangen, aber etwas Ähnliches dürfte es noch nicht erlebt haben, eine Kindtaufe an Bord. Das Schiff lag während der Weihnachtsfeierstage vor Rio de Janeiro, als der Botschaftsrat Dr. Eberl glücklicher Vater von Zwillingen wurde. Im Anschluß an den Festgottesdienst fand gleich die feierliche Taufe auf dem Linienschiff statt, bei der der deutsche Botschafter Dr. Schmidt-Elskop und Gallin, sowie der Marine-Oberstabsarzt Dr. Ewers als Taufpaten fungierten. Von rechts nach links: Dr. Schmidt-Elskop und Gallin, die die Zwillinge auf dem Arm halten, und der Marine-Oberstabsarzt Dr. Ewers während der Taufe. (Scherl Bilderdienst, K.)

„Gefällt mir von dem Mann. Das ist mal einer, der nicht denkt, das Geld liegt bei uns auf der Straße. Wir wollen ihn zum Abendessen bitten. Morgen fahren wir nach Berlin.“

„Morgen schon?“ fragte sie mit gesenktem Gesicht.
„Du nimmst doch nicht etwa an, daß ich wegen Willmers herüberkam? Das nur nebenbei. Für mich handelt es sich um wichtigere Dinge. Wir werden in Deutschland eine Zweigniederlassung errichten.“

Der Werkscherr erhob sich. „Die Sache ist bereits perfekt“, fuhr er fort, und er streifte dabei die Tochter mit kurzem Blick. „Ich suche nur noch nach einer ersten leitenden Kraft. Bitte Herrn Schröter für acht Uhr heran und laß uns einige gute Dinge vorsehen. Ich werde mir inzwischen das Lammelsburg ansehen, in dem es meine verwöhnte Tochter wochenlang aushielt. Die kleinen deutschen Städte sind etwas, das es sonst nirgends in der Welt gibt. Ich stamme selbst aus solch einem lieben Nest.“

Heinrich Geldern entfernte sich. Mary ging hinunter ins Gastzimmer und rief Schröter an.

Eine ungeheure Mutlosigkeit war über sie gekommen, ein hoffnungsloses Begehren nach etwas, das geschehen müsse. Sie wußte, das, was sie ersehnte, das Wunderbare, würde niemals geschehen. Wenn sie nicht den ersten Schritt tat.

Und nun, beim Abendessen in der festlich erleuchteten Veranda schien sich doch das Wunderbare vorzubereiten. Der Vater verhandelte in seiner energischen Art ganz ernsthaft mit dem Diplom-Ingenieur Paul Schröter wegen Übernahme des Postens eines leitenden Direktors der Zweigniederlassung.

Als der Mokka serviert wurde, erhob sich der Werkscherr Heinrich Geldern. „Etwas Wichtiges wurde versäumt, die Zigarren! Ich führe meine eigenen Marken. Sie kosten mich hohen Zoll. Dafür sind sie edles Kraut. Bitte, mich einen Augenblick zu entschuldigen.“

Mary und der Ingenieur waren allein. Ein wartendes Schweigen ging durch den Raum.

Die junge Dame spielte mit dem goldenen Zigarettenetui, das neben ihrem Kaffeegedeck lag. Sie lächelte ein wenig und dachte: Er bekommt es doch, wenn er auch einmal nichts davon wissen wollte.

Sie hielt das Etui empor. „Ich hätte gern gesehen, daß es bei Ihnen in Deutschland blieb.“

„Das kostbare Bestechungsobjekt!“ versuchte er zu scherzen, aber sein Scherz klang gezwungen.

Sie bejahte durch schüchterne Blicke. „Die Voraussetzung für einen Bestechungsversuch besteht nicht mehr. Vielleicht ließe sich eine Form finden, durch die Ihr Stolz nicht verletzt würde?“

„Miß Mary!“ Es geschah zum ersten Male, daß er sie so anredete. „Wenn es denn sein soll, ein kleines Andenken von Ihrer Hand nehme ich gern an.“

„Ein kleines Andenken?“
Mary sann nach. Ein schelmisches Lächeln zuckte um ihre Lippen. Sie hielt ihm die rechte Hand entgegen. „Hier, dieser bescheidene Goldreif mit der Perle. Nehmen Sie ihn! Er geht nicht leicht vom Finger. Sie müssen schon die Hand mitnehmen.“

Paul Schröter beugte sich ihr entgegen. In seinen Augen war ein Aufleuchten.

Da sagte sie ganz leise unter Erröten: „Ich möchte gern in Deutschland bleiben und Ihre Frau werden.“

— Ende. —

Humor in der deutschen Kunst.

Ein fröhliches Kapitel der Kunstgeschichte.

(3 Bilder: Wissenschaftliche Nachrichtenzentrale.)

Man hat einmal von uns Deutschen gesagt, daß wir besser zu sterben als zu leben verstünden. In diesem Wort mag ein Körnchen Wahrheit enthalten sein — entstanden aber ist es sicher aus der Blickrichtung anderer Völker jenseits unserer Grenzen, und es belagt im Grunde nicht mehr und nicht weniger, als daß wir eine besondere Auffassung vom Leben in uns tragen. Schwerer und nachdenklicher als die Angehörigen anderer Völker veranlagt, sucht der Deutsche überall Zusammenhänge und Gründe, nichts gilt für ihn, was nicht auch einer gedanklichen Prüfung standhält. Diese typisch deutsche Art der Lebensauffassung zeigt sich auch in einer besonderen Auffassung von Fröhlichkeit und Humor. Während der Engländer zum Beispiel eine große Vorliebe für jenen „spleenigen“ Wit bekundet, der aus der unbewußten Komik eines bestimmten Menschentyps seiner Rasse herauswuchs, pflegt der Franzose das geistvolle „Bom-mot“, jene Form der Unterhaltung, um dessentwillen er immer in der Geschichte als guter Gesellschafter geschätzt war. Wir Deutschen dagegen brauchen auch hier jenes Körnchen Wahrheit und Bitterkeit, um uns die Freude nicht schal erscheinen zu lassen. Ein Wit ist für uns erst „gut“, wenn er eine besonders treffende psychologische Beobachtung einschließt, und am meisten schätzen wir jene kluge Selbstironie des Weisen, der auf die Unbill des Lebens und die eigenen Fehler herabblüht und sie mit einem Lächeln zu tragen weiß.

Der deutsche Humor hat wohl seinen häufigsten Ausdruck im gesprochenen und geschriebenen Wort gefunden — von den Vagantensliedern und Schnurrpfeifereien des Mittelalters über Grimmeshausens „Simplizius Simplizissimus“ und die lustig-derben Reisebüchlein des 17. und 18. Jahrhunderts bis in die Phantasiwelt der Romantiker und die moderne Humoreske. Darüber hinaus hat aber auch die bildende Kunst ihren besonderen Beitrag beigetragen. So finden wir schon in den mittelalterlichen Steinplastiken und Holzschnitzereien die ersten künstlerischen Dokumente des deutschen Humors. Es sind der Auffassung der Zeit entsprechend nur verstoßen angebrachte Einfälle der Künstler. Wie man die großen feierlichen Passionsspiele in den meisten Fällen durch einen allgemein bekannteren und beliebten Hanswurst schmackhafter zu machen suchte, der oft in den feierlichsten Augenblicken seine derben Scherze zum besten gab, so finden wir auch in den Kirchen an Kapitellen und Dachfirsten phantastische Tiere ihr Wesen treiben, am Chorgestühl Kobolde, Zwerge und Narren sich tummeln oder in den Henkersknechten und Priestern eines Altarbildes recht drastische Volkstypen in bildhafter Wirklichkeit dargestellt. Wenn zum Beispiel im Mindener Dom die bunten Schlusssteine der Gewölbe manchen lustigen Einfall in den verschiedensten Gesichtern und Figürchen tragen und eine große, deutlich sichtbare Konsole am Chor sogar einen Narren mit Schellenkappe zeigt, so zeugt gerade das von dieser Art des Humors. Im sechzehnten Jahrhundert verstärkt sich diese Tendenz, weil die Abwendung von der



Die Kapelle. | Ausschnitt aus einem Holzschnitt Ludwig Richters.

starrten religiösen Dogmatik des Mittelalters der Kunst neue Gebiete erschließt. Zuerst sind es nur flüchtige Skizzen und Einfälle des Künstlers, die er neben seiner Arbeit mit dem Stift und dem Pinsel auf einem Blatt Papier notiert. Später aber finden diese Anfänge ihre Vervollständigung und Ausgestaltung besonders in der niederdeutschen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts in breitem, vollstimmlichem Ton. Es sei hier nur an das Werk des älteren Bruegel erinnert, der in seinen Darstellungen des Bauernlebens der damaligen Zeit einer der bekanntesten Meister des Humors geworden ist. Daß ihn seine Zeitgenossen auch schon ähnlich wie wir heute sahen, beweist die Erzählung seines ersten Biographen der Bilder: „Bruegel, der wegen der vielen Sputzgeschichten und Schnurren, die er dargestellt hat, oft „Pier den Drol“ genannt wurde, arbeitete in Antwerpen (wo er zuerst seinen Wohnsitz hatte) viel für einen Kaufmann Hanns Brandert, einen anständigen und guten Mann, der gern bei Bruegel war und täglich mit ihm verkehrte. Mit diesem Brandert ging Bruegel oft hinaus zu den Bauern, wenn Kirmes oder Hochzeit war, in Bauerntracht verkleidet, und sie gaben Geschenke wie andere, indem sie flunkerten, daß sie zu den Verwandten oder Landsleuten der Braut gehörten. Bruegel hatte seine Freude daran, die Bauern in ihrer drolligen Art essen, trinken, tanzen, springen und freien zu sehen, was er dann witzig und lustig in Farben wiedergab.“ Die holländischen Kleinmeister verfeinerten und vervollkommeten diese Kunst in den darauffolgenden Jahren immer mehr, so daß sie in dem Hause des Bürgers Eingang fand und lange Zeit für die Malerei bestimmend wurde.



Der gute Onkel.

Zeichnung von A. Oberländer.

Von einer eigentlichen Kunst des deutschen Humors läßt sich aber erst seit der neueren Zeit sprechen. Die Märchenwelt der Romantiker verbrämt ihre

humoristischen Darstellungen mit dem Kostüm vergangener Zeiten und fremder Welten, der bürgerlich städtische Alltag des Biedermeier gibt ihnen eine große Zahl neuer Themen, bis schließlich der Realismus vor und nach der Jahrhundertwende Höhepunkte und breitestes Ausleben der künstlerischen Gestaltung des Humors brachte. Immer hatte hieran aber die Graphik einen besonderen Anteil. Mag ihre flüchtigere Technik und leichtere Verbreitung dem Wesen des Witzes näher stehen, mag ihr die Illustration von Buch und Zeitschrift frühzeitig diesen Weg gewiesen haben — jedenfalls finden wir Wort und Bild schon früh zur untrennbaren Einheit verschmolzen im Dienste des Humors. Eine Fülle von Künstlernamen aus neuerer Zeit taucht in diesem Zusammenhang auf. Ihre geistigen Ahnen haben wir zweifellos in den oft recht derben Kupferstichen und Holzschnitten der alten Meister zu suchen; die erste wirkliche Vollkommenheit des Themas „Humor“ bringt erst die Buchillustration des achtzehnten Jahrhunderts. Es genügt, hier den Namen des Berliner Kupferstechers Daniel Chodowiecki zu nennen, der neben der großen Menge seiner im Geschmack der Zeit ein wenig steifen „Kalenderkupfer“ und Illustrationen eine Reihe ganz gewöhnlicher Blätter schuf, die schon deutlich den nüchtern-sachlichen Geist des Berliner Volkswitzes atmet. Theodor Hosemann brachte ihn zum ersten Male zur höchsten Vollendung in seinen mit sicherem Strich den Alltag seiner Zeit schildernden Blättern, die uns einmal den verregneten Sonntagsausflug eines Dienstmädchens oder die Verlobung eines Kleinbürgers, das andere Mal den Streich eines Schusterjungen schildern. Ihm schließt sich unmittelbar der Frankfurter Otto Henschel an. Seine Zeichnungen zeigen die lebenswürdigere Fröhlichkeit des Süddeutschen, für deren Beliebtheit noch heute ihre weite Verbreitung spricht. Viele Namen wären hier noch zu nennen: Moritz von



Auch der große deutsche Künstler Martin Schongauer hat neben seinen berühmten religiösen Darstellungen gelegentlich humoristische Themen behandelt. Ein Beispiel dafür ist sein von uns abgebildeter Kupferstich „Der Müller“.

Schwind mit seinen Märchenbildern, Ludwig Richter mit den von wundervoller Poesie verklärten Szenen aus dem Leben des Großen und Kleinen, Hans Thoma, der ein ganzes Leben lang im Grunde der verträumte Schwarzwaldhub seiner Kindheit blieb, und viele andere mehr. Besonders zu erwähnen gilt es aber vor allem noch den Kreis der Münchener Illustratoren — Oberländer und Gulbransson sind zwei der bekanntesten — die den gezeichneten Witz zu einer solchen Verlebendigung und Popularität brachten, daß er weit über das Erleben des Alltags hinausreicht. Ueber ihnen allen aber steht die Gestalt Wilhelm Buschs, der in seinen jedem von uns bekannten Werken aus echtem Künstlerhumor heraus in Wort und Bild so treffend das „Lächeln des Weisen“ zu gestalten wußte, daß er schließlich zum Klassiker des deutschen Humors wurde. Karl-Günther Wiegand.

Es neies Gahr hooft agefange. / Von Max Wenzel.

Su, nu wärn mer wieder emol in e neies Gahr neigehuppt. Ja, werklisch — neigehuppt. Dä mir halten an dan alten Brauch fest, daß mer in der Silvesternacht um zwölfe sich of en Stuhl oder of en Tisch stellt, un wenns anfängt zwölfe ze schlogn, do huppt mer ronner un sogt drzu dos Sprüchel:

„Grüß dich Gott, du neies Gahr!
Viel Segn, Fried un Glück
Dos bringst du doch wuhl mit!“

Dos nennt mer namlich „en Gelücksprung machen“. Na, mei Hupperts war gut; wenn ich in dan Gahr esu wetter huppen ka, do will ich racht zufriede sei. Der Seidel-Paul, dar mit seiner Minna bei uns ze Besuch war, werds in dan Gahr net esu gut kriegt! Dar war aus Versahe bei Ronnerhuppen seiner Minna of e Hühnerdag an der linken Fußzinnig gehuppt, un do hatt die ne geleich in erschten Schmerz e Fauns gabn, daß nár esu knallet. Nr sogt zwar, Faunsen tät en Gelüch bedeuten, ich weß oder net racht, ob dos wahr is. Mer soll sogar in der Neugarßnacht ne Kopp zon Fenster oder zor Tir naushalten. Kriegt mer do e Fauns vu en, dan mer net kennt, do hätt mer 's ganze Gahr ewos „Gewiezes“. Dos werd schie stimme, e wos Gewiezes hoot mer schie, dos is namlich die Fauns, die mer kriegt hoot.

Net epper, daß mer dra gelaabn tut, innusse nä, dodrzu sei mir viel ze viel aufgeklärt, — oder mer paßt doch auf, wos mer in de Internächt träume tut. Bei mir is nár dos dumme,

doß ich allemol früh vergassen ho, vu wos ich getraamt ho; un mei Fraa spricht allemol, ich wär e alter Toffel, weil ich e setts schlachts Gemerks hätt. Mei Fraa is in dan zwölfe Togn früh noch net emol richtig agezugn, do rennt se schie in Gelooschrank un sucht ihr Traambuch, dá se möcht doch aa wissen, wos die Traam zu bedeuten hobn. Un erschten Feiertog kam se nu un saht: „Ich ho de ganze Nacht vu lauter bunten Fächern getraamt, ich will nár emol noochsahe, wos dos bedeuten tut!“ Un wos stand in Traambuch geschriebe? „Linderung der Liebespein.“ Wie se dos gesaht hatt, ho ich en Bläckerts rausgerissen, daß se mer hal dos Traambuch nagewischt hätt. Ich hatt oder zewingst mei Thema für de Feiertog, un dos ka ich eich sogn: Kä Paster ka sen Text mehr auslegn, als wie ich meiner Fraa ihre Liebespein ausenannergeposementiert ho! E paar Tog hoot se gar net gesaht, wos se getraamt hoot, bluß heit früh saht se, se hätt lauter Taubn flegn sahe, dos tät Gelüch bedeuten.

Mer hobn an Silvester aa Blei gegossen un hobn viel Spaß derbei gehatt. Der Seidel-Paul hatt e setts narrisch Ding gegossen. Er saht, es wär e Gesangbuch. Oder sei Minna tats anersich auslegn, die menet, es wär e Flaschel gewaschen. Ich hatt e runds Bazele gegossen; ich saht, dos wär dar Knopp, dar schie e paar Tog an meiner Hus fahln tät. Mei Fraa saht oder, dos Ding säh wie e kläner Dickkopp aus. Ich weß nu net, war racht hoot. Mei Fraa hatt e Ding wie e Ringel gegossen. De Minna saht: „Anusse, Alma,

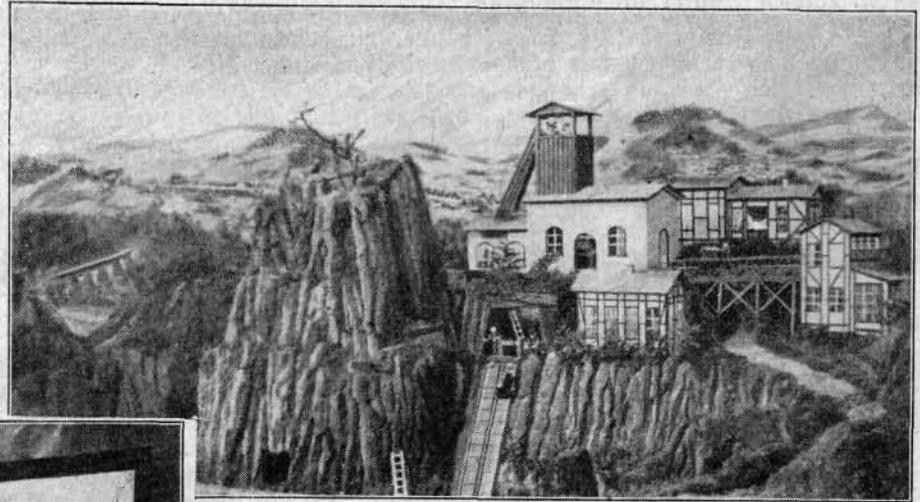
fionen in den Bierhäusern von Zeit zu Zeit zu wiederholen und können, um unserer Pflicht und dem Wohle des Publikums zu genügen, den Ausschank nur solcher Biere gestatten,

welche die erforderlichen physischen Eigenschaften eines guten trinkbaren und der Gesundheit nicht nachteiligen Biers in jeder Hinsicht besitzen.

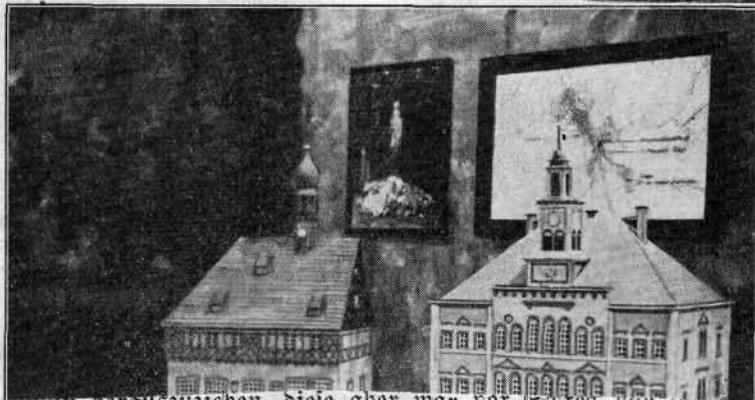
Bilder aus dem Obererzgebirge.

Geyer im Zeichen des Weihnachtssternes.

Die fünfte große Krippenausstellung des Schnitz- und Krippenvereins Geyer macht der Feierabendkunst seiner Mitglieder erneut Ehre. Der Saal im Bayrischen Hof ist gefüllt mit Arbeiten, aus denen sowohl ein unendlicher Fleiß als auch Sinn für bodenständige Kunst sprechen.



Das Bergwerk auf der Binge, wie es von 1907 bis 1912 in Betrieb war. (Foto: Herbert Rühlhel-Geyer.)



greunom herauszuziehen, diese aber war vor Carrea wie so und starb drei Tage darauf.

Ein andermal verirrte sich ein Wanderer, namens Jahn, im Walde in der Gegend des Greifensteins, als plötzlich eine zwergenhafte Geistergestalt auf ihn zukam und ihm winkte, zu folgen. Er ging mit dem Zwerg — nicht ohne Grauen —

von Annaberg, bereits stand und 1844 durch einen Neubau ersetzt worden ist, der der Kriegsgeneration noch bekannt ist, den die heranwachsende Generation jedoch schon nicht mehr kennt, nachdem an seiner Stelle das 1920 eingeweihte neue Rathaus steht.

Um den großen Vereinsberg, der die Weihnachtsgeschichte wiedergibt, gruppiert sich der ganze Zauber dieser Nacht mit seinen Krippen, Pyramiden und den mannigfachen Schnitzern und Bastlern. Aus dem Inneren spricht die tiefe Liebe seines bodenständigen Weihnachtskunst. Diese Schau wieder zum inneren mit dem Geist, der hier Ausfühlen.

Der Mann im Berge.

Roman von

„Sie werden mich nicht hindern. Ich habe das Unglück über Sie gebracht.“

„Lassen wir das!“ Mit zwei Schritten gelangte der Ingenieur zur Treppe.

Ihm entgegen stieg Doktor Proserpina. „Das sind schöne Dinge, die Sie hier loslassen“, lachte er.

Ist der schon jetzt wahnsinnig geworden, dachte Schröter, und die weiteren Worte des kleinen Herrn schienen die Befürchtung zu bestätigen.

„Meine Dame“, wandte er sich mit komischer Verbeugung an das Mädchen. „Unsere Begegnungen waren bisher ein wenig unliebsam. Jetzt bin ich gekommen, Sie und alle Bergbewohner zu befreien.“

Schröter wollte ihn unterbrechen und davoneilen. Für Redensarten war jetzt nicht Zeit. Der Doktor hielt ihn fest.

„Meine Anwesenheit im Berg muß doch logischerweise darauf hindeuten, daß noch ein zweiter Ausgang besteht.“

„Ich nahm natürlich an, daß Sie bereits im Berg waren, als die Sprengung erfolgte.“

„Nein, ich hörte das Gebums von draußen und konnte mir das übrige denken. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Unsere Arbeiter warten bereits am Laufftege.“

Noch glühten die Birnen schwächer zu werden, als die Kanerlin am Laufftege den Berg hinunter sah.

Im unsicheren Licht ein Die Leute schrien wild durch die blenden vor der Brust, ein Armen.

Aus bleichen Gesicht waren die Menschen, die seit Jahren wollten und jetzt um ihr Leben auf sie zutrat, brüllten sie ihn an.

„Ruhe!“ donnerte der Ingenieur. „Sonnene Männer seid jetzt, werden alle gerettet.“

Augenblicklich trat Ruhe ein, als wollte einer die Hand zum Schweigen bringen.

„Alle hören auf meine Proserpina.“ „Seil mit Berg gehe als erster.“

Drei Meter Ingenieur Schröter macht den sechs Berggenossen bilden zwei Reihen.

Schweigend wurden die Seile gespannt und die Arbeiter prüfte und half.



(T. A. W.-Bilderdienst.)

ung und Bilder: W. Thallwitz, Annaberg.

du wersch doch net!“ Ich saht oder, es wär e halbe Brita, dä se käm doch nu in die Gahr, wu se net mehr gut sahe könn! Also, mir hobn oder 's alte Gahr richtig zu Lud gelaht, un dos soll mer aa machen, wenn 's neue raht fruh soll aufstiehe.

Bluß mit'n Watter, do werd mer net raht geseit. Bir de Feiertog dacht mer doch net annersch, als mer wär im Ustern rüm. Un dos soll net sei. „Weihnachten schie, is net gut für de Küh“, sogt mer doch. De Bauern hobn da aa ihre Regeln: „Spieln in Ganuar de Mucken, muß der Bauer nooch Futter guken.“ Un wos solln dä aa die Leit machen, die of en rahten Winter rachne müssen?

Na, alle Fahler fort! Es werd alles esu, wie's warn soll! Un noch derzu, wu mir in unern deitschen Land wissen, wura mer sei. Ach, un wie schie war dos zu de Feiertog, wie de Soldaten wieder of Urlaub dowarn, genau esu wie

mirsch von Gungd auf gewohnt warn. Un aa finstern. Ich will gar net alles aufzehln, doderzu sei annere Leit do, oder dos tut en ordlich gut, daß mer dos aussprachen kaa: Es gieht wieder bargauf bei uns.

Un esu wolln mer aa in neue Gahr fest of unern Führer baue un vertraue! Wie darisch macht, esu is richtig! Do braucht aa net jeder Toffel seine Gusch miet neizehänge! Wenn mer esu in de Blätter lasen tut, wie 's draußen zugeht — un wie schie is dos bei uns! Do muß ich geleid mei Barschel noch baten:

„Kommt, löst uns of de Zukunft baue!
Un uverzagt un voll Vertraue
guck ich getrost in Himmel nauf.
Wos du aa brängst, öb Leid, öb Segn,
ich gieh voll Hoffnung dir entgegen;
zon nei Gahr e gut's Blickauf!“

Heimatgeschichtliches aus dem Obererzgebirge.

Seyersdorf im Jahre 1813.

Ueber die Schicksale unseres Nachbarortes Seyersdorf war dem Annaberger Wochenblatt 1886 von befreundeter Hand ein sogenanntes fliegendes Blatt übergeben worden, welches gewissermaßen als Jahresbericht zum Schluß des Jahres 1813 von dem Schulmeister Joh. Gottl. Mittag herausgegeben wurde. Ein Jahr der Leiden nennt der Verfasser das Befreiungsjahr und nach dem Blick, welchen er uns in die Geschichte Seyersdorfs gewährt, hatte der schwer heimgesuchte Ort wohl das Recht, jenes Jahr so zu bezeichnen.

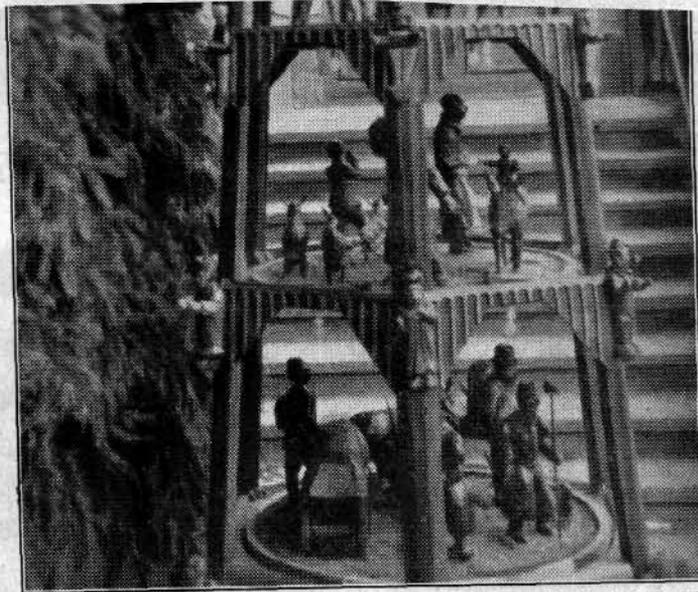
Vom 22. August (10. Trinitatis-Sonntag) ab wurde Seyersdorf fortwährend von durchziehenden Truppen — Deutschen, Oesterreichern, Russen, Franzosen — Kavallerie und Infanterie heimgesucht. Verpflegt wurden während der 5 Monate nahe an 7000 Mann, außer den Blessirten und Zugelassenen durchzogen mehr als die Hälfte den Ort. Der nur hauptsächlich und mäßig berechnete Aufwand und Schaden betrug nahe an 20 000 Taler. Die Brotpreise stiegen ins Maßlose. Ein 6-Pfundbrot galt bis gegen 7 Groschen, ein für damalige Verhältnisse ungeheurer Preis. Wegen des Mißwachses im Jahre 1812 mußten fast alle Einwohner ihr Brot selbst kaufen. Das letzte Gebäck des gekauften Getreides ging bei dem ersten österreichischen Einmarsch auf. Viele Familien mußten tagelang hungern. Das verbleibende Brot und andere unter Heu und Stroh verborgene Sachen wurden von der rohen Soldateska entdeckt und geraubt. Am 3. Oktober erlitten alle Wohnungen Plünderungen durch russische Ulanen und Kosaken, welche sich nach dem Bericht des Schullehrers besonders durch ihre starke Vorliebe für Branntwein auszeichneten. Mancher verlor an diesem Tage seine letzte Kuh. Die durch die unaufhörlichen Lieferungen ausgefogene Gemeinde fiel einer totalen Verarmung anheim. Das Elend war am Schluß des Jahres so groß, daß selbst den wenig begüterten Geblienen das Winterfutter mangelte und ein großer Teil des noch geretteten Zugviehes verkauft werden mußte.

Bier ist gesund.

Diesen Grundsatz vertrat der Stadtrat zu Annaberg in einer amtlichen Bekanntmachung vom 24. Oktober 1836. Er ging davon aus, daß die Obsterte vor 100 Jahren wenig haltbar ausgefallen war und warnte nachdrücklich vor dem Genuß ungeschälter Früchte, die häufig die Ursache zu manchen plötzlichen und gefährlichen Krankheiten sein können. Der Rat der Stadt gibt bekannt, daß er Sorge dafür getragen hat, daß nur völlig reifes und noch nicht verdorbenes oder in Fäulnis übergehendes Obst auf dem hiesigen Marktplatz verkauft werden darf, und fährt in seiner Bekanntmachung fort: Ein fast noch wichtigerer Gegenstand für die Gesundheit des Publikums ist unstreitig das Bier. Die vielseitigen Klagen über dessen schlechte Beschaffenheit bei dem städtischen Reiheschank haben uns veranlaßt, das in den Schenkhäusern aufstehende Bier zu untersuchen und das fernere Ausschlecken bei vorgefundener schlechter und der Gesundheit nachtheiliger Qualität desselben zu untersagen. Wir finden uns daher gewogen, solche Revi-

...ausgestreut und augänglich gemacht zu werden. Bill- oder Pöhlberge bei wesen sein, den nicht jeder sehen wäre bald hier und dort und gewesen. Bei dem Brunnen gfrau gesehen. Ähnlich ist die d beim Fichtelberg, wo sich schwisterte Jungfrauen hätten ihnen spielte auf der Laute, die Niemand wußte recht, wer sie zeigte den Wiesenthalern auch der Himmel darüber hell, so onst trübe sein — zuverlässiges dieser Grund voll Rebel, folgte man sagte dann: Die Jungfern

aus Wiesenthal stieß einmal uf einen wundervollen Brunnen, idflammen leuchtete. Als er sich und den Brunnen betrachtete, eits davon einen schönen bunten en Seite einen Mönch, der in r lief erschrocken davon, fand aber der, so oft er auch darnach suchte. ie Sage vom gespensterhaften h im sogenannten Hofbusch bei Unterhermannsdorf, bei Nacht es, daß er die Armen vor Zeiten, sammelten, unbarmherzig mißnach seinem Tode zur Strafe entlichen Leuten geschah nichts,



(Ausnahme: B.-H. Heisterd. rgt.)

Vor dem Rathaus zu Stollberg steht seit dem 1. Advent eine dreifüßige Pyramide echt erzgebirgischen Gepräges. Nichts fremdartiges mischt sich hier in die Vorstellung der Weihnacht, sondern das Erlebnis ist aus dem heimlichen Boden entstanden. Derb, kantig, in sich selbst geschlossen ist jede der Figuren. Der Ausdruck der Gesichtszüge ist erdbeunden, stark ausgeprägt, zuweilen humorvoll, wie der Hochzeitsgratulant, ein lustig schmunzelnder Aller. Maria auf der Flucht ist als eine echte Bauersfrau mit eckigem, hartgewordenem Gesicht dargestellt, voll stiller Ergebenheit in die Schicksalschläge sich fügend. Die oberste Stufe führt uns den Bergmann vor. Es läßt sich schwer in Worten sagen, welche Wucht und Kraft in diesem jüngsten Werk des Schnitzers Konczak-Cunersdorf steckt.